



* Wiesbaden, 31. Juli.

Wir kommen nunmehr zum August.

Der Erntemonat wird er genannt, weil in ihm alle Früchte ihre Reife erlangen und geerntet werden können. Der Wein macht allerdings eine Ausnahme, seine Ernte findet erst Ende September und im October statt. Mit den anderen Garten- und Feldfrüchten steht es in diesem Jahre aber nicht so, daß sie zu dem gewöhnlichen Zeitpunkt geerntet werden könnten. Die Ungunst des Wetters hat die Reife vielfach verzögert. Die Getreideernte ist 1907 um etwa zwei Wochen zurück. Je näher wir der Ernte rücken, um so öfter und lauter hören wir die Klagen vom Lande, daß es an Arbeitskräften fehle. Mancher Städter neigt vielleicht gar der Ansicht, daß es sich hier nur um das „Geichrei“ sogenannter notleidender Agrarier handle. Diese Anschauung ist vollständig verkehrt. Die Leuten auf dem Lande ist eine fruchtige und bittere Tatsache. Alles drängt in die großen Städte, wo „heidenmäßig“ viel Geld verdient wird und nach des Tage Loth- und Rüben das Vergnügen winkt. Die Schattenzeiten des Großstadtlebens werden zunächst nicht beachtet, bis sie sich bemerkbar machen, in erschreckender Weise sogar. Währenddessen steht der Landwirt da und kann die Arbeit nicht schaffen. Ein schöner Tag geht zur Nichte, das Korn könnte eingeharnt werden, wenn die Leute nicht fehlten. Am nächsten Tage regnet es, und wenn es so weiter geht wie bisher, dann muß vieles auf den Feldern verfaulen. Der Städter merkt's später am eigenen Geldbeutel, wenn die Preise für Lebensmittel steigen. Erst freilich erst fehlt es auch nicht an Poésie im Erntemonat, namentlich sie manchmal zu kurz kommt. Die Ferien erreichen im August ihren Höhepunkt. Hier und da zählt man freilich schon die Tage, wann die Hektlichkeit zu Ende ist. Es ist eben im Leben fählich eingerichtet, daß bei den Roß- und die Dornen steht.

Zum Tode verurteilt.

Ein Todesurtheil, das sicherlich viel Teilnahme und Bedauern hervorrufen wird, ist gefällt worden. Der alte, biedere Ealer ist zum Tode der Eingezugung verdammt worden. Ein lieber, guter Freund, der uns leider nur selten treu blieb, im Gegentheil das lebhafteste Bestreben zeigte, sich von uns so bald wie möglich fortzumachen, soll nun für immer von uns scheiden. So will es der harte, unerbittliche Buchstabe des Gesetzes, nach dem der Betrag der silbernen Scheidemünzen nicht 15 M pro Kopf der Bevölkerung übersteigen soll. Schon seit Geltung dieses Gesetzes, dem 1. Juni 1900,

drohte dem Taler der Tod im Schmelztiegel. Der Mangel an einer genügenden Zahl Silbermünzen hat ihn aber noch sein Dasein verlängert. Jetzt ist es damit aus. Am 1. Oktober d. J. wird er auf Rummerniedersehen verschwinden. Wir aber werden ihm eine Träne schmerzlicher und dankbarer Erinnerung nach. Ja, wir verdanken ihm viel. Als er herrschte als unbeschränkter Regent, denn bald gab es in Deutschland noch nicht und die mehr oder minder schmutzigen Rassen scheine nahm man nicht gern, schon aus hygienischen Gründen, da waren wir noch jung. Jugenderinnerungen müssen sich an ihn und leihen ihm den Glanz der Verklärung. Zu wie mancher frohen Stunde hat er uns verbolkselt! Allerdings um den Preis des eigenen Zahns. Schon damals haben wir ihm nachgetrauert, wenn er der Schwund war, aber die Gewissheit tröstete uns: Am 1. kommt er wieder mit so und so viel Brüdern, und der Vorlag wurde lebendig, ihn dann besser feitzubalten, ein Vorlag, so hinfällig und schon vergessen, wie Vorläge meistens sind. Allerdings war es in der Zeit seiner Herrschaft dreimal so schwer wie jetzt, Millionär zu werden, aber auch die Schulden erreichten nicht eine so bedrückende Höhe. Und noch eins: soll dem alten Taler nicht vergessen sein: er hat uns rechnen gelehrt. Der Taler hatte 30 Silbergroschen oder vierundzwanzig „Gute“. Deren ersterer sich in zwölf Pfennige teilte, während Sachsen mit seinen „Reigroschen“ sich schon zum Dezimalsystem bekannte. Der „Gute Groschen“ dagegen hatte 15 preussische Pfennige, und mit ihnen zu rechnen war keine Kleinigkeit. Da lernte man noch multiplizieren und dividieren, was die Jugend von heute gar nicht mehr kann. Die macht einfach ein Klammer und ist damit fertig. Wenn nun der Taler verschwindet, dann wird sie nicht einmal mehr mit der Drei rechnen können. Leider müssen wir bei Anerkennung aller sonstigen Tugenden des Talers eingestehen, daß er eigentlich ein Schwindler war. Er beanspruchte eine Wertschätzung, die ihm garnicht zulang. Genau die Hälfte war er wert, nicht mehr, was ja freilich noch viel ist, wenn man es vergleicht mit dem Anspruch, den viele Menschen machen, und dem ihnen wirklich innewohnenden Wert. Der pflegt noch weit geringer als die Hälfte zu sein. Nun wird auch er nur noch in Sammlungen und Münzkabinetten ein beschauliches oder beschautes Dasein führen. Die lustigen Reifen, die er früher durch die Welt machte, wo er so vieles sah und erlebte, wo er gutes und böses stiftete, die sind nun vorbei. Aber gönnt sei ihm das otium cum dignitate. Hat er doch fast 400 Jahre, genauer 288, die Gefühle des deutschen Volkes geteilt. Vergessen soll er darum nicht werden, der alte, ehrbare, tolle Taler. Ehre seinem Andenken!

* Bundesdag deutscher Barbier-, Friseur- und Perückenmacher-Innungen. Von einem Freiseur werden wir auf Nachfrage folgender Auskunft gegeben: Vom 22. bis 24. Juli fand im Vorhause zu Bremen der 36. Verbandstag des Bundes deutscher Barbier-, Friseur- und Perückenmacher-Innungen statt. Trotzdem Bremen etwas entlegen ist, war der Verbandstag

außerordentlich stark besucht. Verbunden mit diesem Verbandstage war wiederum: 1. eine gewerbliche Ausstellung, welche so überreich besichtigt war, daß die großen Räume des Parkanweses sie kaum zu fassen vermochten, und in welcher den Besuchern alle möglichen Neuheiten im Friseurgewerbe vor Augen geführt wurden. 2. Eine Fachausstellung selbstverfertiger Haararbeiten von Meistern, Gehilfen und Lehrlingen, welche ebenfalls reich besichtigt war. Es war wahrhaft imponierend, diese Hunderten von Haararbeiten, von den einfachsten bis zu den schwierigsten Ausführungen zu bewundern, die dort ausgestellt waren. Wenn man so etwas gesehen hat, dann kann man nicht begreifen, daß es heute noch Männer gibt, die behaupten, das Barbier-, Friseur- und Perückenmachergewerbe gehöre nicht zusammen. Der Verband zählt heute 19349 Mitglieder, 11464 Gehilfen und 9270 Lehrlingen; zusammen also 40083 Verbandsangehörige. Gegenüber dieser Statistik wird wohl der Beschluß einer Hand voll Leute, die in Wiesbaden tagten, wiederum eine Trennung dieses Berufes herbeizuführen, ein trummer Wunsch bleiben. Auch der Wiesbadener aus war die Ausstellung von Haararbeiten besichtigt. Es erhielt in der Meisterabteilung Herr Herm. Gierisch Mitglied der Barbier-, Friseur- und Perückenmacher-Zinnung Wiesbaden, eine silberne Medaille. Von den Lehrlingen wurden 8 prämiert für die in der Fachschule angefertigten Haararbeiten; wofür ein Erfolg, zu dem man der Schule und ihren Leitern nur gratulieren kann. Zum ersten Male war in diesem Jahre mit dem Verbandstage ein Damen-Schau- und Preisfrisieren verbunden. Wenn auch wohl infolge der Neuheit die Beteiligung keine sehr große war — es beteiligten sich 21 Mitglieder —, so waren die Leistungen doch großartig, wenn man bedenkt, daß sich nur erste Kräfte aus den Städten Berlin, Dresden, Leipzig, Hamburg, Bremen, Hannover und Wiesbaden beteiligten. Es mag sein, daß im nächsten Jahre bei dem Preisfrisieren, das jetzt jedes Jahr stattfinden soll, die Beteiligung eine größere wird. Die Preise waren auch den Leistungen entsprechend sehr hohe. Der 1. Preis, bestehend in einer silbernen Staatsmedaille von der Stadt Bremen und 200 Mark erhielt Meister-Berlin, den 2. Preis, goldene Medaille des Bundes und 200 Mark kam nach Hamburg, den 3. Preis, bronzene Medaille und 100 Mark erhielt Hensel-Berlin, den 4. Preis, eine fein ausgefärbte Damentouillee im Werte von 200 Mark erhielt Gierisch-Wiesbaden.

* Zum deutschen Sängertag schlägt der vorbereitende Ausschuss vor: Der Deutsche Sängerbund schließt prinzipiell eine Wettstreite aus, dankt aber dem Kaiser für sein dem Gesangs-wettstreit betätigtes Interesse und überläßt jedem Verein die Beteiligung an Wettstreiten größtem Stills unter Warnung vor solchen unkünstlerischer Natur. — Die abwartende Stellung zum Lantienverein deutscher Sänger wird aufgegeben und den Einzelbänden empfohlen, Verträge abzuschließen, wodurch den Autoren ihr Honorar gesichert wird und den Vereinen moderne Programme gewährleistet werden.

Reform-Gut
Thurmanns Hut-Bazar, Wiesbaden.
27 Seleneustraße 27 (nächt der Wehrh.)

1900^{er} Söhnlein Rheingold extra dry Amerika
erregt Aufmerksamkeit
in allen Kennerkreisen.

erregt Aufmerksamkeit
in allen Kennerkreisen.

Berliner Börse, 30. Juli 1907.

Berlin. Bankdiskont 5 1/2%, Lombardzinsfuß 6 1/2%, Privatdiskont 4 1/4%.

[illegible]

Der Landwirt.

Wochen-Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Nr. 24.

Wiesbaden, 1. August 1907.

22. Jahrgang.

(Nachdruck verboten.)

Arbeitskalender für den Monat August.

Von C. R. Smer.

Die Getreideernte wird beendet. Nach derselben erfolgt sofort das Stürzen der Stoppeln. Es verdient immer wieder daran erinnert zu werden, daß ein richtiges allgemeines Pflanzenschutzmittel in einer rechtzeitig durchgeführten Zerstörung jeglicher Pflanzenrückstände auf den Fruchtfeldern liegt, daß mithin auch auf den Getreidefeldern, sobald sie geräumt sind, eine baldige Zerstörung der Stoppeln und zwar möglichst allgemein in der ganzen Gemarfung durchgeführt, einem späteren Auftreten von Getreidefeinden entgegenwirkt, weil viele dieser Schädlinge ihr Winterlager an den Stoppeln oder sonstigen Ueberbleibseln des Getreides haben und mit diesen entwurfelungsfähig in den Herbst und in das folgende Frühjahr gelangen, also nur durch Zerstörung dieser Rückstände vernichtet oder unschädlich gemacht werden können.

Die Ausfaat von Raps, Lupine, Stoppelrüben, sowie der diversen Gründungsplanzen wird vorgenommen. Im August reift die Hirse und erfolgt die Ernte des Rohns, Hanfes, des Flachses und Buchweizens. Das eingebrachte Getreide muß öfter wegen Schoten visitiert werden. Munkel- und Zuckerrüben werden beackert, Frühkartoffeln geerntet und die feergeordneten Felder gestürzt und gedüngt. Für die Winterfaat wird das nötige Saatquantum vorbereitet.

Auf den Wiesen sind besondere Arbeiten im August nicht vorzunehmen. Wo künstliche Bewässerung ist, wird dieselbe bis Mitte des Monats fortgesetzt. Bis zur Grummeternte, welche sehr selten schon Ende August beginnt, müssen die Wiesen abgetrocknet sein. Für die Gegenden mit Hopfenbau beginnt jetzt das höchst wichtige Geschäft der Ernte, das alle Hände in Bewegung setzt und zur Trocknung alle verfügbaren luftigen Räume beansprucht.

Am Wein werden die Arbeiten des Juli fortgesetzt, alle losgegangenen Reben werden angebunden, das Unkraut wird vertilgt. Die zur Weinlese und zum Keltern nötigen Geräte werden in Ordnung gebracht und ausgebessert.

Im Obstgarten kann die im vorigen Monat empfohlene Sommerdüngung, wenigstens in leichtem Boden, auch in diesem Monat noch ausgeführt werden, ebenso das Ausputzen der Krone bei nicht tragenden Obstbäumen. Mit dem Entblättern der Krone des schließenden Auges ist in diesem Monat fortzufahren. Den im Frühjahr bereitelten Stämmchen nehme man jetzt einen Teil der wilden Triebe we. Sollten jetzt noch einzelne Zweige der Normobäume zu üppig treiben, so kann man das Wachstum derselben durch Entblättern schwächen; der Trieb wird dann sofort nachlassen, ohne daß, wie es beim Zurückschneiden oder Brechen geschehen könnte, ein Austreiben der oberen Augen veranlaßt wird. Das Uebertragen von Fruchtäugen und Fruchtzweigen von einem Obstbaum auf einen anderen geschieht von Mitte des Monats ab, weil man dann bestimmt das Fruchtholz von den Holztrieben unterscheiden kann.

Die Sommerbirnen darf man auf den Bäumen nicht böllig reif werden lassen, damit sie nicht mehlig, teigig oder saftlos werden. Man pflückt sie, wenn die Körner anfangen, braun zu werden, und läßt sie einige Tage in einem dunklen Raum auf Stroh leicht bedeckt liegen.

Bei älteren und dichten Sträuchern von Johannisbeeren und Stachelbeeren ist das alte, nicht mehr tragfähige Holz unmittelbar nach der Ernte zu entfernen, um durch Zuführung von Luft und Licht auf eine vollkommene Neubildung des jungen Holzes und damit auf gute Fruchtbarkeit im nächsten Jahre hinzuwirken. Bei den Himbeeren sind im nächsten Jahre nur die diesjährigen Triebe fruchttragend, während die in diesem Jahre fruchttragenden Triebe absterben. Deshalb ist es nötig, nach der Ernte letztere unten an der Erde abzuschneiden, damit die während des diesjährigen Sommers gewachsenen Austriebe besser gedeihen können.

Im Gemüsegarten sind auf abgeerntete Beete in der ersten Hälfte des Monats zu säen: Spinat (sehr dünn), Rhabarber (ebenfalls nicht zu dicht und nur oben auf gestreut, nicht eingebart), Winteralat, Petersilie (für den Winterbedarf); ebenso ist Kohl möglichst zeitig zu pflanzen. Sellerie ist alle Wochen nach Reife, auch der aus Pfosten zu düngen und voll allen Niederfallenden und sich schließenden Blättern zu befreien. Die Rhabarber giebt man jedoch nur bei trüblicher Witterung und so, daß die Pflanze selbst nicht wesentlich davon getroffen wird. Die Zwiebeln sind, wenn die Blätter anfangen zu welken, herauszunehmen und zum Nachtrocknen an einem luftigen Orte auszubreiten. Zwiebeln können vom August bis Oktober, 8–10 Zentimeter von einander entfernt, wieder gesteckt werden. Die vorrennenden Gewürzkräuter können jetzt durch Wurzelteilung vermehrt werden. Der Gemüsesamen ist nicht auf einmal, sondern noch und noch, so wie er reift, zu ernten; das Nachreifen an ausgetrockneten Stöcken ist immer mäßig, weil es unvollständig reifen Samen liefert und man mit solchem später nur Ploß und Reiz verschwendet; geerntet kann er jetzt werden von Blumenkohl, Mören, Pfefferfrucht, Kohlrabi, Radies, Petersilie, Rettig und Sellerie.

Hiergarten. Die früh blühenden Stauden- und Zwiebelgewächse können jetzt umgepflanzt und vermehrt werden, mit dem Sammeln von Blumenamen wird fortgefahren. Ausgesät werden noch Stiefmütterchen, Bergfä-

meinnicht und Winterleofogen. Stauden, welche man zum Treiben im Winter benutzen will, z. B. Primel, Bergfämeinnicht, Doppelhülle, Weihnachtsrose, Winterleofoge, Goldblad usw. werden jetzt eingetopft, damit sie noch vor Winter die Köpfe durchwurzeln. Mit Rosenofulieren wird fortgefahren. Das Gießen darf nicht veräußt werden, besonders die verpflanzten Gewächse sind durchdringend zu gießen. Verblühte Blumen und die schon jetzt mehr auftretenden gelben Blätter sind zu entfernen, Pflanzen auszubinden. Rasen zu schneiden, Wege sauber zu halten und Teppichbeete im Schnitt zu halten.

Zimmergarten. Im Zimmergarten sind die Blumentische noch leer oder höchstens nur mit wenigen Blattplanzen besetzt und die im Garten oder vor dem Fenster aufgestellten Zimmergewächse wurden bereits früher zum letzten Male verpflanzt. Wo Blumentischen die Fenster schmücken, da sorge man für reichliche Bewässerung und vergesse auch nicht, wiederholt Dünggüsse zu geben. Viel Arbeit verursachen nun die schön blühenden Schlinggewächse vor den Fenstern. Sie wachsen jetzt außerordentlich stark und ihre Ranken müssen deshalb immer und immer wieder gleichmäßig verteilt und mader angeheftet werden. Die Knollen der vorjährigen Alpenveilchen, die man nicht ganz vertrocknen ließ, zeigen neues Leben; sie werden in eine Mischung von Heideerde, Mistbeerde und etwas grobem Sand verpflanzt und entwickeln sich dann bei guter Pflege, am Fenster halbischattig gehalten, oft wieder zu kräftigen Pflanzen. Die früher ausgesäten Winterblüher, besonders chinesische Schlüsselblumen, Eranthisen, Pantoffelblumen und Margarethenellen werden, wenn dies noch nicht geschehen, einzeln in kleine Töpfchen gesetzt und dann noch wiederholt verpflanzt. Zimmergrüne Topfplanzen können noch durch Stecklinge und Topfnecken durch Absenker vermehrt werden. Fouquierien und Erythronium, die im Spätherbst reichlich blühen sollen, müssen von jetzt ab tüchtig flüssigen Düng erhalten.

Blumentreiberei. Die Vorbereitungen zur Blumentreiberei im Winter nehmen wieder ihren Anfang. Die wichtigste Arbeit ist nun der Einkauf von Blumentrieben, wie Hyazinthen, Tulpen, Scilla, Narzissen, Jonquillen, Tagetten, Crocus usw., und tut man gut, diesbezügliche Bestellungen zu beschleunigen, damit die Zwiebeln mit Beginn des September eingeleat werden können. Man kaufe nur Zwiebeln erster Qualität. Topfrofen, welche getrieben werden sollen, verpflanze man jetzt, lasse sie nicht mehr zum Wachsen kommen und gebe ihnen, nachdem sie durchwurzelt sind, nach und nach weniger Wasser, damit sie frühzeitig eingießen. Ähnlich kann man mit anderen in Töpfen kultivierten Treibgehäusen verfahren. Gegen Ende des Monats können die ersten Treibstauden im Garten ausgenommen und in Töpfe verpflanzt werden.

Vieh- und Geflügelzucht. Alle im vorigen Monat erwähnten Arbeiten finden auch jetzt noch ihre Erledigung. Der Pflege der Zugtiere und Kühe widme man die nötige Zeit und lasse das Vieh nicht durch Ungeziefer, Fliegen etc. leiden. Die abgeernteten Getreidefelder werden mit den Schafen nachgeweidet. Alle Tiere treibt man, wenn Weideweg abgegrast ist, erst am Abend auf die Weide, da sie während der heißen Zeit doch nicht freisen, sondern den Schatten aufsuchen.

Geflügelzucht. Die meisten Geflügelarten treten jetzt in die Mauser und müssen darum besonders kräftig gefüttert und vor Erkältung geschützt werden. Ein ganz vorzügliches, dem Geflügel sehr bekömmliches Futter liefert uns hier Spratt's Fleischfaser-Geflügelfutter. Dasselbe sollte eigentlich das ganze Jahr hindurch mit verfüttert werden. Von der Quantität des Futters hängt die Eierproduktion hauptsächlich ab, ebenso auch der Wert des Geflügels für unseren Tisch, seine frühzeitige Reife und möglichst hohe Entwidlung für Ausstellungswecke. Für die jungen Küchlein dürfte es kaum ein besseres Futter geben als das Spratt'sche Fleischfaser-Küchlenfutter mit Grissel. Das Laugen läßt nach. Eier für den Winter sind einzulegen. Die jungen Hühner von Frühbruten sind wegen des erwachenden Geschlechtstriebes von den Hennen zu trennen. Da Spätbruten bei den Tauben, vornehmlich von kostbaren Rassen, einerseits untauglich sind und andererseits die Alten unnötigerweise schwächen, so sucht man dieselben möglichst zu verhindern, indem man die Tauben jetzt knapp ernährt, vor erregendem Futter bewahrt und ihnen die Nistgelegenheit entzieht.

Kanarienhähe. Um die Beendigung der Mauser zu beschleunigen, gebe man den alten Vögeln kräftiges Futter, namentlich Hanf. Wenn gegen Ende des Monats die Vorläufer wieder fangen, so setzt man die jungen Hühner in Einzelbauer, die durch Milchglas verdunkelt sind.

Freilebende Vögel. Die meisten Vögel mausern. Gartengrasmücke, Zorn- und Uferschwalbe, Nachtschwalbe, Pirol, Nachtigall, Amdud, Storch und andere ziehen nach dem Süden oder rüsten sich zur Reise.

Vienenzucht. Wenn es nicht schon im Juli geschehen ist, so erziehe man jetzt, solange es noch Trohnen gibt, Reservelöwinnen. Es beginnt die Drohnenjagd. Solche Vögel, welche ihre Drohnen nicht abtreiben, oder gar fremde einlassen, sind der Weisheitslosigkeit dringend verdächtig. Man vereinige sie mit jungen, schwachen Vögeln. Die Sonigernte wird fortgesetzt. Strohförbe werden nicht abgeschwefelt, sondern durchgetrommelt. Die hierbei gewonnenen jungen, kräftigen Mütter werden in Reservelöwinnen ge-

bracht und überwintern auf 3–4 gutbesetzten Honig- und 2 Bruttafeln sehr gut. Die übrigen Vienen leht man ab und läßt sie vor dem Stande fliegen, damit sie sich irgendwo einbitteln, oder man setzt sie Schwächlingen zu. Die vollen Honigauffänge nimmt man weg; die Untersätze dagegen sind meist noch voll Brut und deshalb an Stelle zu lassen. Bei abnehmender Tracht erfolgen oft Massentrübungen, womit bei den weisellofen Stöcken immer der Anfang gemacht wird. Man sorge also doppelt für den Schutz weisellofer oder schwacher Stöcke. Alle Vienenfeinde stellen sich ein: Schwalben, Kotschwänzen, Totenkopf-Schmetterling, Wespen, Hummeln, Hornissen etc. Ende dieses Monats beginnen die Vorbereitungen zur Einwinterung.

Fischzucht. Angelfischerei. Jetzt suchen alle Fische eifrig Nahrung, daher erheben sie sich aus der Tiefe zur Oberfläche. Die Fische brauchen deshalb nur sehr kurz zu sein. Räder wie üblich. Auf Heuschrecken sind die Fische in diesem Monat besonders lüster. Große Barsche werden mit Gründlingen gefangen. Grundangeln mit Reusen werden benutzt. Der Reut geht bei der Tageszeit wie bei der Nachtzeit an den Saken. Der Krebsfang geht noch gut von Statten; jetzt sind die Krebse voll und fleischig.

Jagd. Auf Ende August fällt in den meisten Staaten der Ausgang der Gühnerjagd, so in Baden und Württemberg auf den 24., in Bayern meist auf den 20. August, wenigstens wird dieses Datum fast alljährlich von der Regierung für den Ausgang der Gühnerjagd festgesetzt. Der Gühnerjäger macht sich zum Gehege, nur ausgewachsene und ganz „verschilberte“ Ketten abzuschließen und dabei die alten Hühner zu schonen, denn wir können es nicht einsehen, obgleich dies von einigen Seiten empfohlen wird, was es für einen Nutzen haben soll, die Alten von den unerfahrenen Jungen wegzuschließen und diese ihren zahlreichen Feinden, wie Wiesel, Fäzen, Füchse, Wühler usw. führerlos zu überantworten. Und dann schieße, wie gesagt, der Jäger nur „verschilbert“ Jagdhühner. Als „Schilb“ bezeichnet man den roten Mod auf der Brust des jungen Gühners, der sich im vierten Lebensmonat bildet.

Die Jagd im August ist ferner offen für Rot- und Damwild, Gams, Rehbocke, und geht zu Ende des Monats auch die Jagd auf Hasen, Wachteln, Gahelwild, ebenso auf Auer- und Firkwild, Bechstein und Enten auf, welche letztere in den meisten Staaten schon seit Juli schußbar sind. Auch die Jagd auf Wildtauben, die wieder besser auf den Ans zu stehen, lohnt sich wieder im August. Die Hohltauben haben im Juli ihr zweites Gelege bereitet und sind jetzt wieder ohne weidmännische Skrupel zu schießen. Auch die Ringeltauben haben abgebrütet und können geschossen werden. Die jungen Tauben, daran kenntlich, daß sie am Hals keinen weißen Strich haben, während die Alten einen solchen aufweisen, geben ein schmackhaftes und gesundes Wildpret. — Wenn eine Schwidljagd zur Verfügung steht, vürsche jetzt bei beginnender Reizzeit starke Girsche oder erlege sie auf dem Anstande. — Daß der Raubzeugverteilung sowie der Wilderei aller Art fortgesetzt die größte Aufmerksamkeit zu schenken ist, bedarf keiner Erwähnung. — Die Rehzagd betreffend, so ziehen Virsche und Ansig auf den Bod nicht mehr recht. Der Bod hält in der sich von ungefähr Mitte Juli bis Mitte August hinziehenden Brunnzeit nicht mehr auf Weid, da er den ganzen Tag auf den Länden und auf der Suche nach Schmalreben ist. Er ist jetzt gut bei Wildpret, vollständig verjährt, die säfteraubenden Engerlinge, das sind die Larven der Gant- und Sackensbremse, sind längst ausgefallen und hat der Verpuppungsprozess im Boden begonnen, und der Bod sieht somit in seinem Bollwerke. Der Bod tritt auch abends nicht mehr regelmäßig und dann meist erst recht spät nach Büchsenlicht auf die Waldschläge und anstehenden Felder, so daß ihm auch nicht mehr recht mit dem Ansig auf dem Hochlande beizukommen ist. Dagegen springt der besonders anfangs August noch in voller Brunnstehende Bod noch gut aufs Blatt und ist deshalb diese Jagd auf den Bod im Monat August die am besten anzuwendende.

Tüchtige Vertreter gesucht.



Solos-Motor

für Gas, Benzin, Benzol, Ergin etc.

Einfachste Maschine für das Kleingewerbe und die Landwirtschaft.

Solos-Motoren-Gesellschaft m. b. H. Wiesbaden, Schladthausstr. 12.

Technikum zu Worms a. Rh.

für allem. Maschinenbau — Staatl. Aufsicht
beginnt am 1. Okt. seinen 22. Lehrkursus. Programm gratis u. franko durch die Direktion Fritz Engel, Ingen.



Nr. 177.

Donnerstag, den 1. August 1917.

22. Jahrgang.

Unser Drückeberger.

Aus meinem Kriegstagebuch von 1870.

Von Fred Vincent.

(Nachdruck verboten.)

„Die Kompagnie ist nachgesehen, Herr Leutnant, die Kompagnie steht vollzählig und feldmarschmäßig zum Ausrücken bereit!“

Es war ein prachtvoller Sonntagnachmittag, der Nachmittag unseres neunten Mobilmachungstages, des 24. Juli 1870, und es mochte 5 Uhr sein, als mir unser Feldwebel Schmidt diese Meldung machte. Auf dem Hofe der Prinz-Kaserne der Festung Mainz standen die zwölf Kompagnien unseres Regiments in Kompagnie-Kolonnen zum letzten Appell in der Garnison und erwarteten den Befehl zum Ausrücken nach der französischen Grenze. Wohl waren vom XI. Armee-Korps, dem wir bei der Mobilmachung zugeteilt worden, Dispositionen und Marschtableau eingetroffen, allein das VIII. Korps, welchem wir bis jetzt angehört, hatte das Regiment noch nicht aus dem Festungsverband entlassen. Die Depesche mit diesen letzten Befehlen wurde indes jeden Augenblick erwartet, und unser Oberst hatte sämtliche Stabsoffiziere mit ihren Adjutanten, sowie die Hauptleute und Kompagnieführer zu sich auf das Regimentsbureau zum Befehlsempfang berufen. Die Mannschaften sollten dann sofort zu ihren auf dem Kasernenhof und auf der breiten Straße davor in dichten Scharen harrenden Angehörigen und Freunden entlassen werden, um mit diesen die letzten Stunden in der Heimat zu verleben. Das Regiment war marschbereit, und der Ausmarsch sollte jedenfalls in der Frühe des 25. Juli stattfinden.

Ja, wir waren marschbereit. Fieberhaft war in drei Tagen vorher gearbeitet worden, um das Ziel zu erreichen. Und mit welchem Enthusiasmus! An den Feind zu kommen, je früher, desto besser, war unser aller heiße Sehnsucht. Doch so mächtig sich auch diese begeisterte Stimmung in meiner jungen Leutnantsbrust regte, ich atmete erleichtert auf, als ich mir sagen konnte, daß die nötigen Vorarbeiten alle beendet, daß wir wirklich „mobil“ waren. Die Meldung, die der Feldwebel mir in Abwesenheit des Kompagnieführers überbrachte, gab mir die Gewißheit, daß wir dem ersehnten zweiten Abschnitt unserer kriegerischen Tätigkeit mit ruhigem Gewissen entgegengehen durften, und mit einem zufriedenen Blick in das fröhliche Gesicht des pflichteifrigen Mannes nickte ich ihm zu. „Schön, Feldwebel. Nun wären wir also so weit!“

„Zu Befehl, Herr Leutnant! Aber...“

Also doch noch ein Aber! So wenig gelegen mir an solches kam, so mußte ich es vorbringen lassen. „Was haben Sie denn jetzt noch zu erinnern, Feldwebel? Ich denke doch, wir sind endlich in Ordnung?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant! Aber der Gefreite Tilmanns...“

„Nun, was ist's mit dem? Der gehört doch nicht zu den Neueingestellten?“

„Allerdings nicht, Herr Leutnant. Er hat bei den Garbeschützen als Einjähriger gedient und hat die Qualifikation zum Reserve-Unteroffizier. Aber 's ist ein ganz feiner Herr, trägt eigene Hemden und Stiefel und — kann absolut keinen Wein vertragen.“

Ich mußte unwillkürlich lachen über die verächtliche, beinahe grimmige Betonung, welche unsere wadere Kompagniemutter auf diese letzte bedenkliche Eigenschaft des Gefreiten legte. Ihm selbst war allerdings eine solche Schwäche durchaus fremd, das bewies seine stattliche Leibesfülle und die rosige, gesunde Gesichtsfarbe, wie nicht minder seine Lieblingssendung: „Ein Kammer-Soldat kann auch 'nen strammen „Schtiebel“ vertragen,“ die auch mir schon bekannt geworden war. Aber auch der Persönlichkeit des Gefreiten erinnerte ich mich jetzt wieder; hatte ich ihm doch, da er in meinem Zuge stand, vom Kompagnieführer die Erlaubnis ausgemittelt, seine eigenen Stiefel tragen zu dürfen, die zwar nach Maß, indessen vollkommen vorschrittmäßig gearbeitet waren. Bei dieser Gelegenheit hatte ich allerdings bemerkt, daß Tilmanns übermäßig schlank war und keineswegs den Eindruck besonderer körperlicher Kraft machte, dabei eine recht bleiche, fast krankhafte Gesichtsfarbe hatte. Im übrigen war mir jedoch nichts an ihm aufgefallen, woraus ich mir die Abneigung des Feldwebels hätte erklären können.

„Na, die Feinheit wird ihm draußen vor den Franzosen bald genug von selbst vergehen,“ meinte ich daher belustigt. „Und das Weintrinken kann er sich ja auch noch angewöhnen, wenn wir überhaupt Gelegenheit dazu bekommen, was mir aber, unter uns gesagt, Feldwebel, oorderhand noch keineswegs so sicher zu sein scheint. Wenn Sie aber weiter nichts...“

„Weiter nichts, Herr Leutnant!? Aber das sind doch gräßliche Kennzeichen von Schlappheit! Und der Tilmanns ist der schlappste Kerl, der mir je vorgekommen ist. Das ist so einer von die richtigen Drückeberger, von der Sorte nämlich, Herr Leutnant, die beim ersten strammen Marsch die Chausseegräben mit ihren schlottigen Knochen verzieren und die nur mitkommen können, wenn sie Achsen und Räder unter haben. Wenn's aber 'mal erst wirklich knallt, dann werden sie krank, fallen um und bleiben liegen, natürlich immer 'mal so zufällig hinter 'ner guten Deckung. Und dann heißt's: zurück zum Schwamm! und zwar so fix als möglich —“

„Nun, das wollen wir doch erst abwarten!“ Ich hatte unseren altgedienten, überaus tüchtigen Feldwebel geduldig ausreden lassen und versuchte ihn zu beruhigen. „Dagegen gibt's doch auch noch Mittel, und außerdem, Feldwebel, der Schein trügt!“

„Zawohl, Herr Leutnant! Aber so'n Gefreiter, — und wer den Tilmanns dazu gemacht hat, der kann's am jüngsten Tag nicht verantworten, — der paßt nicht ins mobile Regiment, der gehört in den „Ersatz“. Und so wollte ich bitten, dem Herrn Premierleutnant zu melden, daß ich den Gefreiten Tilmanns nicht für felddiensttauglich halte und glaube, wir sollten ihn vom

Ersatzbataillon durch einen andern Mann ablösen lassen."

"Daß das jetzt nicht mehr geht, wissen Sie so gut wie ich, Feldwebel; denn das Ersatzbataillon hat nur einen sehr knappen Stamm ausgebildeter Mannschaften. Es ist nichts zu machen, wenn nicht der Gefreite Tilmanns sich selbst krank meldet und vom Stabsarzt auch für krank erklärt wird."

"Das letztere, Herr Leutnant, ließe sich aber doch vielleicht..."

"Schön gut, Feldwebel, holen Sie mir einmal den Gefreiten herbei; ich will selbst sehen und hören."

Ich war doch nachdenklich geworden, denn die Meldung des Feldwebels klang zu bestimmt, und man rückt doch nicht gern gegen den Feind mit Elementen in der Kompagnie, von denen nur Schwierigkeiten zu erwarten sind und von welchen man voraus weiß, daß man sich im entscheidenden Augenblick nicht auf sie verlassen kann. Dem Tilmanns aber als Gefreiten und ehemaligen Einjährigen hatte ich den Flügel meines zweiten Halbzuges gegeben.

Ich muß gestehen, der Eindruck, den ich von dem Mann jetzt empfing, als er mit dem Feldwebel herankam, war durchaus nicht geeignet, mir viel Vertrauen einzufloßen. Mit den schmalen, abfallenden Schultern und der flachen Brust füllte sein magerer Körper nur recht kümmerlich den Waffenrock aus, der ihm in der Länge wohl passen mochte, aber viel zu weit war, so daß er unter dem gerollten Mantel recht häßliche Falten bildete. Obgleich er sich offenbar zusammennahm, befand Tilmanns sich im Kampfe mit seiner langen Flinte, die er nur mühsam im „Gewehr auf“ balancierte. Ich kam ihm auch gleich zu Hilfe, indem ich ihn „Gewehr ab“ nehmen ließ, und ich mußte ihm recht geben, der Griff war „schlapp“. Anders konnte man auch seine Haltung nicht nennen. Aber aus dem hageren, blassen Gesicht mit dem kleinen, blonden Schnurrbärtchen leuchtete mir ein Paar großer tiefblauer Augen entgegen mit so eigentümlichem Ausdruck, halb träumerisch und doch so voll ruhiger Entschlossenheit, daß mich dies wieder irre an dem Urteil des Feldwebels werden ließ. Der Mann war kein Drüdeberger.

"Der Feldwebel glaubt, daß Sie krank oder doch wenigstens nicht gesund sind, die Strapazen auszuhalten, die für uns unvermeidlich sein werden. Ich will Sie daher darauf aufmerksam machen, daß es für Sie und für uns besser ist, wenn Sie sich jetzt noch vor dem Ausrücken krank melden, falls Sie sich nicht ganz gesund fühlen. Wir könnten Sie dann noch zum Ersatzbataillon versetzen lassen, was jedenfalls günstiger wäre, als wenn Sie uns unterwegs liegen blieben."

Ein schwaches Rot war bei dieser unerwarteten Anrede in die bleichen Züge des Gefreiten gestiegen, allein er antwortete ohne Besinnen, leise, aber bestimmt: „Ich bin vollständig gesund, Herr Leutnant, und werde auch unterwegs nicht liegen bleiben."

"Schön! Daß Sie tauglich sind, hat die ärztliche Untersuchung ergeben, krank fühlen Sie sich auch nicht, ich darf mir also ausbitten, daß Sie mir nicht bei irgend einer passenden oder unpassenden Gelegenheit einmal ausspannen. Darauf könnte ich dann keine Rücksicht nehmen. Was sind Sie eigentlich in Ihrem Zivilverhältnis?"

"Gymnasiallehrer, Herr Leutnant."

"So, na, dann haben Sie also seit Ihrer Dienstzeit noch keine Uebung mitgemacht, sonst wären Sie wohl nicht mehr Gefreiter. Warum sind Sie aber nicht als Unteroffizier entlassen worden?"

"Ich war nicht sehr kräftig —"

"Schlapp!" brummte der Feldwebel dazwischen.

"Und war deshalb in den letzten Monaten auf das Regimentsbureau abkommandiert."

"Ja wohl — Drüdeberger!" nickte die Kompagniemutter in sich hinein.

"Das wäre auch jetzt die beste Verwendung für Sie gewesen, wenn Sie nicht beim Ersatzbataillon bleiben wollten," erwiderte ich, dem Feldwebel einen verweifelnden Blick zuwerfend. „Dazu hätten Sie sich melden sollen."

"Ich war zur mobilen Kompagnie kommandiert und das entsprach durchaus meinen Wünschen!"

Tilmanns war ganz rot im Gesicht geworden, als er mir in fast heftigem Tone diese Antwort gab, und in seinen Augen bligte etwas wie Zorn, als wollte er sagen: „Glauben Sie denn, daß ich nicht mit ebensoviel Begeisterung und Mut in diesen heiligen Kampf ziehe, wie ihr anderen alle, wenn ich auch keinen so kräftigen und abgehärteten Körper besitze?" Bei mir regte sich das Gewissen, daß ich mich durch die Vorstellungen des Feldwebels hatte verleiten lassen, den armen Menschen wohl gar zu schände zu behandeln, und ich nahm mir vor, es wieder gut zu machen. Augenblicklich gab ich ihm aber mit den Worten: „Schön, dann muß es also dabei bleiben!" das Zeichen, wieder einzutreten. Zögernd blieb er jedoch stehen und fragte mit leiser, bescheidener Stimme: „Sie werden mich also nicht zum Ersatzbataillon versetzen lassen, Herr Leutnant?"

"Davon kann keine Rede mehr sein. Außerdem stünde das auch nicht in meiner Macht!" gab ich lachend zur Antwort, worauf er mit einem „Ich danke Ihnen von Herzen, Herr Leutnant!" „Gewehr auf" nahm und auf seinen Platz zurückging.

"Und 's ist doch ein Drüdeberger," brummte der Feldwebel auf meinen fragenden Blick unwirsch vor sich hin.

Damit war für jetzt die Sache erledigt, denn soeben kam der Befehl, die Kompagnien zu entlassen. Die Leute sollten sich später am Abend auf der Kasernenwache erkundigen, wann morgen früh ausgerückt werde.

Und nun wurde der Kasernenhof zum Schauplatz einer patriotischen Kundgebung, wie er sie annähernd großartig noch nie erlebt und wohl auch so leicht nicht wieder erleben wird. Kaum war das Kommando „Weggetreten!" gegeben, so hatten sich unsere Kompagnien auch schon in dem herbeistutenden Menschenstrom aufgelöst, und die Mannschaften tauchten in demselben unter. Einzelnen, gruppenteile trieben sie in der jubelnden, erregten und begeisterten Menschenmenge, sich von ihr tragen und führen lassend. Das waren Szenen des edelsten, reinsten vaterländischen Enthusiasmus, die sich dort vor meinen Augen abspielten und einen so nachhaltigen Eindruck auf mein empfängliches Jünglingsgemüt machten, daß ich sie heute noch deutlich vor meinem geistigen Auge sehe. Zwar eilten noch manche unserer Soldaten auf die Stuben, um rasch ihr Gepäck abzulegen, doch die meisten schlossen sich, wie sie gingen und standen, ihren Freunden an, und unter dem tausendstimmigen Gesang der „Wacht am Rhein" wogten die dichten Scharen unter der Terrasse des Offizierskasinos vorbei, den dort inmitten seiner Offiziere stehenden Oberst mit lautem Hurra begrüßend.

Kurz nach neun Uhr am Abend war dann endlich die lange erwartete Depesche eingetroffen, und wie ein Lauffeuer durcheilte die Nachricht die ganze Stadt: heute nacht 1 Uhr stehen die Kompagnien auf dem Kasernenhof zum Ausrücken bereit!

In dieser Nacht blieb die ganze Bevölkerung der Stadt auf den Beinen. Auch die Bewohner der Ortschaften in weitem Umkreis waren am Sonntage hereingekommen, und nur wenige mögen wieder nach Hause gegangen sein; wollte doch jeder, der es nur möglichst machen konnte, beim Ausmarsch des ersten Regiments nach der bedrohten Grenze zugegen sein. Alle Gassen und Plätze waren angefüllt von begeisterten Menschen, und immer mehr drängten sich die Massen zusammen, je näher man dem Schillerplatz und der Kaserne kam, und je mehr die Zeit des Abmarsches heranrückte. Die Folge war, daß die zum Sammelplatz eilenden Soldaten nur langsam hindurchzubringen vermochten. Auch der Kasernenhof war so dicht besetzt von den Angehörigen und Freunden der Ausrückenden, daß das Sammeln der Kompagnien sich als ungemein schwierig erwies.

Noch war die kurze Sommernacht nicht in die Morgendämmerung übergegangen, doch stammten überall im Publikum Fackeln und Laternen auf, sämtliche Fenster waren erleuchtet, und immer wieder erklang die „Wacht am Rhein" und übertönte die Kommandos. Wir waren bald zu der Ueberzeugung gelangt, daß ein Verlesen und Stellen der Kompagnien unter diesen Umständen zu den direktesten Unmöglichkeiten zählte, und beschränkten uns daher darauf, so gut wie möglich die Ordnung in den Zügen herzustellen.

Wenige Minuten vor zwei Uhr schlugen die Spielteute an, die Regimentsmusik intonierte wieder das

Kampflieb der damaligen Zeit, tausendstimmig fiel alles ein und — geleitet in drangvoll fürchterlicher Enge — wurde unsere Marschkolonne durch die schmale Gaugasse und den noch schmälere Durchlaß des Gantores zur Festung mehr hinausgeschoben und getragen, als daß wir hinausmarschiert wären. Draußen vermochten wir wieder aufzuatmen, denn die uns begleitenden Scharen lichteten sich immer mehr und blieben endlich ganz zurück; aber noch über eine Stunde setzten wir unseren Marsch fort, bis wir endlich, als es schon ganz heller Tag geworden und die Türme von Mainz längst unseren Blicken entschwunden waren, das erste „Rendez-vous“ machten.

Der nun folgende lange Halt wurde dazu benützt, alles das nachzuholen, was auf dem Kasernenhofe hatte unterbleiben müssen. Selbstverständlich hatten sich Leute aller Kompagnien verlaufen, die zunächst ausgetauscht werden mußten. Doch als sodann verlesen wurde, stellte es sich heraus — wer beschreibt das Entsetzen unseres Feldwebels — daß bei uns fünf Mann fehlten. „Dahinter natürlich der Gefreite Tilmanns!“ meldete der ganz Fassungslose unserem Premier. Zu seinem Trost erfuhr er aber, daß es den anderen Kompagnien nicht besser ging, wenn auch wir die meisten Ausbleiber hatten.

„Die Leute werden sich schon sämtlich einstellen,“ hatte der Oberst gesagt, als ihm die Sache gemeldet worden war. „Wenn sie im Laufe des heutigen Tages nachkommen, so wollen wir für diesmal stillschweigend darüber hinwegsehen. Einstweilen können wir noch auf die Nachzügler warten, vielleicht trifft noch einer oder der andere ein. Ganz ausbleiben wird keiner, den! ich!“

Und er sollte schon bald Recht bekommen. Die Sonne war inzwischen längst aufgegangen, aber so weit wir sehen konnten, war auf der Landstraße kein Soldat zu erblicken. Eben noch hatte der Feldwebel Schmidt seiner Entrüstung mit den ingrinnigen Worten Luft gemacht: „Es ist unerhört, wie die Kerls so „sans façon“ vom Ausrücken wegbleiben können. Aber, wenn einer nicht mittäme, daß das unser Drüdeberger sein würde, das habe ich gestern schon gesagt!“ Als Antwort machte ich ihn auf eine Staubwolke aufmerksam, die sich uns rasch näherte, und bald konnten wir einen stattlichen Zug Wagen, Omnibusse und dergleichen erkennen, die in schärfster Fahrt heranliefen. Richtig, es waren die Vermissten, und auf dem Bod des vordersten Fuhrwerks saß Tilmanns.

„Ei ja, natürlich!“ brummte Schmidt bei diesem Anblick. „Nachfahren, das kann dem seinen Herrn passen. Ist auch weit bequemer als marschieren. Ich hab's ja gesagt, Achsen und Räder untermachen, dann kommt so'n Drüdeberger mit.“

Unterdessen hatten uns die Wagen erreicht, die Leute sprangen eiligst herab, stellten sich auf, und Tilmanns wollte dem Regimentskommandeur eben Meldung machen, als ihm dieser schon entgegenrief: „Es ist gut, Kinder! Nur rasch eintreten, wir warten schon lange genug auf euch. Also fix, wir wollen abrücken!“

Dazu sollte es aber noch nicht kommen, denn mit den Nachzügler waren einige Mainzer Herren herausgefahren, die mit dem Oberst persönlich bekannt waren und ein gutes Wort bei demselben für die „Versprengten“ einlegen wollten. Auch viele unserer ältesten Offiziere kannten die Fürsprecher, und so hatte sich bald eine dichte Gruppe um dieselben gebildet, und eine lebhafteste Unterhaltung entsponnen.

Schmidt, der noch neben mir stand, schien mit der Milde des Regimentskommandeurs nicht recht einverstanden, und als nun Tilmanns in unserer Nähe sein Gewehr gegen eine Pyramide stellte, rief er ihm spöttisch zu: „Nun, Herr Tilmanns, Sie hatten sich wohl mit Ihren feinen Freunden beim Sekt festgefneipt? Da konnten Sie natürlich nicht los kommen und mußten uns allein abmarschieren lassen? Haben Sie Ihren Wagen gleich für den ganzen Feldzug genommen?“

„Nein, Herr Feldwebel. Ich war ins Hotel gegangen und habe mich da verspätet,“ antwortete der Gefreite ruhig, trat auf mich zu und meldete „Zur Stelle!“

„In Ihrem Hotel haben Sie sich verspätet?“ fragte ich nun.

„Jawohl, Herr Leutnant. Ich war sehr müde, habe mich daher schlafen gelegt und habe verschlafen.“

Die Leute im Hotel waren alle fortgelaufen, um das Regiment ausrücken zu sehen, und hatten mich vergessen, und als ich auf den Schillerplatz kam, war das Regiment eben durch das Gantor hinaus, und ich konnte nicht durch die vielen Menschen durch.“

Bevor indes der Gefreite geendet hatte, ertönte die Stimme unseres Premiers: „Gefreiter Tilmanns! Sofort zum Herrn Oberst kommen!“ Und das hatte folgende Bewandnis:

Als Tilmanns in dem Menschenstrome der Gaugasse stecken blieb, war er mit zwei anderen Musketieren zusammengestoßen, denen es gerade so ging wie ihm. Er hatte daraus geschlossen, daß es vielleicht noch mehr Leidensgefährten geben werde, und sich nun sehr umsichtig benommen. Rasch hatte er sich mit den beiden anderen verständigt, diesen eine bekannte Wirtschaft als Sammelpunkt angegeben und sie als Posten auf dem Schillerplatz zurückgelassen. Nun war er zur Kasernenwache geeilt, hatte die Polizei benachrichtigt, sich nach Fuhrwerk umgesehen und als er am Sammelplatz angekommen war, da hatte sich dort schon mehr als ein Duzend Nachzügler eingefunden, und weitere wurden noch fortwährend dahin gewiesen, bevor die bestellten Wagen erschienen. Einige Herren vom Zivil waren auf seine Tätigkeit aufmerksam geworden, hatten ihn beim Sammeln der Verspäteten unterstützt, und schließlich hatte man gemeinschaftlich Kaffee getrunken, und, da sich schon längere Zeit kein Versprengter mehr eingestellt hatte, waren alle zusammen dem Regiment nachgefahren. Es war auch wirklich die ganze noch fehlende Gesellschaft gewesen, die Tilmanns gesammelt und uns nachgebracht hatte, und darüber sprach ihm der Oberst jetzt seine volle Zufriedenheit aus. Das hatte der Feldwebel jedenfalls am wenigsten erwartet, und als nun das Kommando „An die Gewehre!“ erfolgte, da hörte ich ihn murren: „Das erste Mal in meinem Leben, daß ich 'nen Drüdeberger habe belobigen hören!“

Der jetzt beginnende viertägige Marsch durch Rheinhessen und die Pfalz zählte sicher zu meinen eigenartigsten und interessantesten Erinnerungen aus dem Feldzuge, allein nicht etwa aus dem Grunde, weil er als einfacher Reitemarsch uns keine Anstrengungen gebracht hätte. Das Gegenteil war der Fall, denn abgesehen von den Beschwerden, welche bei der herrschenden tropischen Hitze jeder Marshtag für eine so wenig marschgewohnte Truppe haben mußte, hatten wir fortwährend an der Festigung des inneren Gefüges derselben zu arbeiten. Unterwegs wurden die Zügel der Marschdisziplin stetig fester angezogen, und waren wir in Quartiere eingerückt, so begann, kaum daß die Leute die notwendigste Ruhe gehabt, das Exerzieren. Tatsächlich wurde während der ganzen Zeit bis zum Abend des 2. August jeden Tag systematisch im Detail, in Zügen und in der Kompagnie exerziert, auch gelegentlich im Bataillon eine Feldübungsübung gemacht — wie in der Garnison, hätte man sagen können, wenn die Mannschaften dazu nicht feldmarschmäßig angetreten wären. Allein für die Mühen des Dienstes wurden wir reichlich entschädigt durch die ungemein herzliche Aufnahme, die uns seitens der Bevölkerung überall zuteil wurde, und die uns gebotene Verpflegung in dem reichen und gastreichen Landstrich war einfach über jedes Lob erhaben. Waren wir doch das erste preussische Regiment, das sich jetzt in diesem ferndeutschen Lande blicken ließ, das in früheren Zeiten so oft von französischen Heerscharen gebrandschaft und verwüstet worden ist, und waren doch schon fast 14 Tage darüber vergangen, daß der Krieg zur furchtbaren Gewißheit geworden, und die Pfälzer täglich davor zittern mußten, eine abermalige französische Invasion über sich hereinbrechen zu sehen. Aber mit dem Erscheinen der ersten blühenden Helme war diese Furcht von ihnen gewichen und machte der freudigsten Zuversicht Platz, die sich darin äußerte, daß jeder einzelne sich verpflichtet fühlte, alles nur Erdenkbare für die Soldaten zu tun, die ihn, seine Familie, sein Eigentum vor dem drohenden Unheil zu schützen kamen. Dies Bestreben der Bevölkerung ging so weit, daß die mit Einquartierung belegten Ortsgaststätten darum beneidet wurden, und daß andere, denen diese Ehre nicht zuteil geworden, alles aufboten, sich

uns während des Marsches nützlich und angenehm zu erweisen.

Wohl ausgeruht in den vorzüglichen Quartieren eines großen Dorfes, in welchem unsere Kompagnie allein gelegen, rückten wir frühzeitig am zweiten Martstag aus, und der „Herr Burremeeschter“ ließ es sich nicht nehmen, uns selbst den Weg nach dem Rendezvous-plate zu zeigen, wo sich das ganze Regiment sammeln sollte. Wir waren bereits in der richtigen Weingegend, und so führte dieser kürzeste Weg bald bergan zwischen Weinbergen hindurch, deren Höhe wir fast erstiegen hatten, als vor uns ein junger Mensch auftauchte, der, sobald er uns erblickt hatte, eifrigst Zeichen nach rückwärts machte, worauf ein alter Mann mit schneeweißen Haar erschien. Den Oberkörper weit vorgebeugt, die Augen mit beiden Händen gegen die Morgensonne geschützt, stand er da und schaute uns entgegen, bis wir ihn beinahe erreicht hatten. Dann riß er plötzlich seine Mütze vom Kopf, schleuderte sie hoch in die Luft und jubelte: „Hurra! Der Bub' hat wahrhaftig recht, die Preuße sin da! Jetzt hawwe mer gute Ruh' vor dene Franzose; die komme desmal net eritower!“ Und barhaupt eilte er den steinigen Weinbergspfad hinunter mit einer Geschwindigkeit, die ich seinen alten Beinen nimmermehr zugebraut hatte. Als wir aber drunten im Tal das Dorf erreichten, da erlebten wir unseren ersten feierlichen Empfang.

Um eine scharfe Ecke in die Dorfstraße einbiegend, sahen wir die ganze Einwohnerschaft längs der Häuser aufgestellt, während die Straße selbst durch uniformierte Feuerweh'r abgeschlossen war, vor welcher sich einige ältere Männer aufgestellt hatten. Was mir am meisten auffiel, war, daß diese letzteren Männer alle mit eigenartigen hölzernen Henkelgefäßen, sogenannten „Stüß“, bewaffnet waren, die, mit Harz ausgegossen, den dortigen Weinbauern zum Abziehen ihrer Faßweine dienen. Diese Art der Verwendung war mir damals noch neu, obgleich ich die Gefäße selbst gut genug kannte, denn sie wurden auf unseren Wachtstuben in Mainz allgemein zur Aufnahme des Trinkwassers benützt. Da es indes noch sehr früh am Tage war, so war meiner Ansicht nach kein Bedürfnis zum Trinken bei unseren Leuten vorhanden, und als nun der erste der uns Bewillkommenden mit seiner Stüß' an die Kompagnie herantrat, glaubte ich ihm abwehren zu sollen und bemerkte ihm sehr höflich, mit der Hand am Helm: „Dante sehr, lieber Mann. Wir sind noch nicht lange marschiert, die Leute brauchen noch kein Wasser!“

Da kam ich aber schon an!

„Was!“ schraubte mich der Hüne, der mich um ein Bedenken überrogte, aufgebracht von oben herunter an, „Wasser? Ja, glaube Se dann, mir hätte dene Soldate, die die Franzose Mores lehr'n wolte, nix Besseres anzubieten, als Wasser? 's isch von unserm Reichste Wein. Probieren Se'n nor selber!“

Ein Versuch, mich dem Erzürnten gegenüber zu entschuldigen, mußte verstanden bleiben, denn soeben intonierte die Feuerweh'rmusik die „Wacht am Rhein“ und zwar mit hervorragender Wirkung in der engen Straße. Ich mußte also nachgeben und tat einen tiefen Zug aus der Stüß', die der Mann mir mündgerecht hinhielt, und ich mußte zugestehen, der Wein war gut, sogar sehr gut. Mein Gegenüber mochte mir dies Zugeständnis am Gesicht ablesen, denn er winkte mir auf einmal ganz freundlich zu, brüllte mir ein „Sehn Se!“ in die Ohren und reichte die Stüß' dem Feldwebel, der sofort dahinter verschwand.

So gut wie ich hatte auch inzwischen der Kompagnieführer nachgeben müssen; es war ihm diesen lieben derben Menschen gegenüber nichts anderes übrig geblieben. Wir mußten Halt machen, eine Rede anhören, den Wein gründlich probieren, und erst dann wurden wir — in sehr gehobener Stimmung — von der Musik aus dem Ortsgebiet hinausgeblasen.

Auf dem Treppplatz erwartete uns schon wieder eine Ueberraschung merkwürdigster Art. Dieselbe bestand in einer großen Zahl von Leiterwagen, die sich rings um den Sammelplatz aufgestellt hatten und die nichts mehr und nichts weniger bezweckten, als das ganze Regiment nach seinen nächsten Quartieren zu fahren. Die Unterhandlungen über diesen Fall waren, als wir ankamen, in vollem Gange, denn der Oberst stand in eifriger

Unterhaltung bei einer dichten Gruppe älterer Leut., „lauter Burremeeschters“, wie mir einer der Wagenlenker berichtet.

Natürlich mußte der Regimentskommandeur das Anerbieten, soweit es die Mannschaft betraf, ablehnen, wenn er auch bereits zu dem Zugeständnis bewogen worden war, daß das Gepäck, sogar die Mäntel und schließlich die ganze Regimentsmusik gefahren werden dürfe; letztere müsse aber unterwegs fleißig dafür spielen. Zu weiteren Konzessionen ließ er sich indes nicht verleiten, und ich hörte, wie er eben mit seiner ganzen gewinnenden Liebenswürdigkeit sagte: „Es tut mir unendlich leid, meine Herren, aber es geht wirklich nicht. Glauben Sie mir, es geht entschieden nicht!“

„Mer wolles Ihne glaube, Herr Oberscht!“ erwiderte einer der „Burremeeschters“, offenbar durchaus nicht befriedigt von dem Ergebnis der Unterredung. „Mer hawwe alleweil gedent, je besser ausgerunt die Soldate sin, wenn se an die Franzose komme, desto besser wer'n se'n heimlechte! Aber nix für ungut, Herr Oberscht; nix für ungut!“

Damit waren die Ueberraschungen noch immer nicht zu Ende. Wir erfuhren nun, daß eine Deputation mehrerer großer Ortschaften darum gebeten hatte, an einem geeigneten Punkte, den wir gegen zehn Uhr erreichen mußten, das Regiment mit einem „kleinen Frühstück“ bewirten zu dürfen. Auch hierin hatte der Oberst nachgegeben, obgleich er den Aufenthalt nicht gern sah, durch den wir beim Weitermarsch in die heißeste Tageszeit geraten mußten. Desto weniger Zeit aber wollten wir jetzt verlieren, und so wurde schleunigst angetreten, wobei uns noch eine Ueberraschung zuteil wurde, diesmal allerdings keine angenehme für uns Vorgesetzte. Ein Teil der nicht für das Gepäck zc. in Anspruch genommenen Wagen — und das war bei weitem die Mehrzahl der erschienenen — war durchaus nicht zu bewegen, unverrichteter Dinge wieder nach Hause zurückzufahren, sondern sie fuhrten einfach leer hinterdrein mit der Motivierung: „No, es wer'n unnerwegs schon noch Soldate müß' wer'n und dann komme mir noch an die Reih'!“

Eine so verführerische Gelegenheit aber war förmlich dazu angetan, künstlich „Müde“ zu erzeugen, und mir wurde gar nicht wohl zu Mut, als mir der Feldwebel die Geschichte mitteilte mit dem Zusatz: „Das ist das Richtige für den Befreiten Tilmanns, den Drückberger. Der versteht sich aufs bequeme Hinterdreinkutschieren. Wenn der nicht der erste ist, Herr Leutnant...“

Allein auch der Oberst hatte die Gefahr erkannt und sofort seine Maßregeln dagegen ergriffen, denn die Stimme unseres Premiers unterbrach die Prophezeiungen des Feldwebels:

„Regimentsbefehl! Wer auf einem Wagen betroffen wird, ohne vom Arzt krank erklärt zu sein, drei Tage Mittelarrest! Das heißt im mobilen Verhältnis: so und so viel Stunden an einen Baum gebunden! Merkt's euch, Kinder!“

Das wirkte! Der Strafe des Angebundenseindens setzt sich kein Soldat so leicht aus, selbst wenn er sich vielleicht nicht viel aus drei Tagen „Rasten“ gemacht haben würde. Dazu kam heute noch die Ueberlegung, daß ein ärztlich krank Erklärter auch die Aussicht auf das Frühstück aufgeben mußte — und so waren die Leiterwagen noch leer, als wir die Gewehre an den Rändern der großen Gemeindefläche zusammenfügten, deren Mittelpunkt ein von Fahnen überragtes ansehnliches Zeltdach bildete.

(Fortsetzung folgt.)



Gemeinnütziges.

Innen weiß emailliertes Küchengeschir wird oft allem Anschein nach vollständig verdorben, wenn Essen darin anbrennt. Um es wieder ganz weiß zu kriegen, fülle man es mit einer kochenden Seifenlösung und lasse diese 3–4 Tage darin stehen. Dann gieße man sie aus und reibe das Geschir mit einem weichen Lappen aus. Sollten die braunen Stellen noch nicht ganz verschwunden sein, so wiederhole man die Behandlung. Kraken ist streng zu vermeiden.